

Höchstes Gebot

Autor(en): **Hebbel, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 18

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637792>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 18 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 5. Mai 1923

Höchstes Gebot.

Von Friedrich Hebbel.

Hab Achtung vor dem Menschenbild,
Und denke, daß, wie auch verborgen,
Darin für irgend einen Morgen
Der Keim zu allem Höchsten schwillt!

Hab Achtung vor dem Menschenbild,
Und denke, daß, wie tief er stecke,
Ein Hauch des Lebens, der ihn wecke,
Vielleicht aus deiner Seele quillt!

Hab Achtung vor dem Menschenbild!
Die Ewigkeit hat eine Stunde,
Wo jegliches dir eine Wunde,
Und, wenn nicht dir, ein Sehnen stillt!

Eine Seele.

Roman von Ruth Waldstetter.

18

Die beiden Herren brachen auf, und auch Stephan entfernte sich. Er nahm den Weg durch einen langen, notdürftig erhellten Korridor, der zur Hintertreppe mit Ausgang nach einem Seitengäßchen führte, und den nur die Stammgäste des Hauses kannten. Stephans Stimmung war trotz der scheinbaren Munterkeit die denkbar unangenehmste. Seine Komödie von vorhin und die Genugtuung, die er bei ihrem Gelingen über Erwarten empfand, hatte seinen Neger an sich und der Welt noch verstärkt. Es wurde ihm immer sehr schwer, über sich oder irgendwen und irgendwas ins Klare zu kommen, und er hatte davon eine stille und quälende Ueberzeugung. Das Bewußtsein des Wirrwarrs in seinem Innern bedrückte ihn gerade in diesem Augenblick ganz besonders. Ja, er fühlte sich so unbefriedigt, leer und haltlos, daß er sich wünschte, es möchte irgend etwas Unerwartetes, und wäre es selbst ein Unglück, ihm einmal das unsicher geführte Steuer seines Lebens entreißen und ihn jeder Verantwortlichkeit entbinden. Während seines dreißigjährigen Daseins war jedoch die Erfüllung solcher Wünsche so selten gewesen, daß ihn die Ereignisse der nächsten Minuten, solange er überhaupt denken konnte, doch im höchsten Maße überraschten.

Er war unsicher über die dunkle, ausgetretene Stiege gestolpert, hatte sich geärgert, als er sich in der Finsternis mehrmals anstieß, und wie er sich auf dem Treppenabfah einer in unkennlichen Umrissen dastehenden Gestalt näherte, ließ er seine üble Laune an ihr aus, indem er sich grob vorbei zwängte. Der Angepuffte aber gab sofort den Stoß zurück, und zwar mit Behemung, als hätte auch er einen Zorn in sich bereit, um ihn auf den ersten Besten, der ihm in die Hände kam, loszulassen. In diesem Augenblick

erkannte Stephan seinen Gegner. Er machte eine kurze, brutale Bewegung, um ihn auf die Seite zu schleudern; doch der andere hielt sich an Stephans Arm fest. In den nächsten Sekunden wälzte sich auf dem Treppenabfah ein dunkler Menschenknäuel, aus dem schlagende und ringende Arme hervorzuckten. Dann ertönte ein dumpfes Gepolter, und ein Kopf schlug krachend auf die Steinfliesen. Der Körper des Gestürzten blieb regungs- und lautlos liegen; der andere setzte seinen Weg fort und verließ das Haus durch das Seitengäßchen.

Im Steinschen Kreise wurde, wie in jedem Gesellschaftszirkel, stets irgend ein Klatsch herumgeboten, der die Gemüter beschäftigte. In diesen Tagen nun machten einige neue Gerüchte die Runde. Siegfried hörte von einem Kollegen des städtischen Krankenhauses, daß dort Herr Engelbert Stephan mit einer schweren Gehirnerschütterung aus ungeklärter Ursache eingeliefert worden sei. Mit dem Hergang des Vorfalles beschäftigte sich während kurzer Zeit die Polizei; aber sie hatte keinen andern Erfolg, als daß einige Herren, die mit Stephan am selben Abend im Café zusammengetroffen waren, ihr den Verunglückten als damals ziemlich angetrunken bezeichneten; und nach wenigen Tagen ward von maßgebender Stelle aus bedeutet, die Sache fallen zu lassen.

Eine andere Erzählung, die nur zu zwei oder drei Menschen drang, war eine etwas entstellte Wiederholung der Worte, die Stephan an jenem Abend im Café in Beziehung auf die Frau und Schwägerin des Dr. Röhr geäußert hatte. Einer der Herren, der öfters mit Flitt verkehrte, und den seine Neugier darauf führte, wen Stephan mit jenen Worten hatte meinen können, teilte sie dem Ver-